Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 6

Artikel: Weihnachten im heimatlichen Sprachleben
Autor: Ribi, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663950

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

von Margarets Stimme gerufen; noch immer stieg er bergan, aber er bemühte sich, leise zu gehen. Ein zweites Mal — nun wandte er sich um.

Da stand Margaret, die Kälte trieb ihr die Tränen in die Augen. „Ich verbarg mich am Bahnhof — dann folgte ich dir — du gehst so schnell Martin," sagte sie außer Atem, und da er sie wortlos anstarrte, fuhr sie leise fort: „Mutter hat mich geschickt — es gehöre sich so zu Weihnachten, ich solle heimkommen zu dir."

Weihnachten im heimatlichen Sprachleben

In den letzten Jahrzehnten hat sich in den Bräuchen Verstellungen und ihren Benennungen, die an die Feier der Geburt des Erlösers anknüpfen, in der ganzen deutschen Schweiz eine starke Vereinfachung und Vereinheitlichung vollzogen, die uns kaum mehr bewußt werden läßt, wie es sich damit bis noch vor fünfzig Jahren verhielt und wie jung eigentlich dieser innigste Feiertag unseres Glaubens als Familienfest und Anlaß der Schenkfreude ist. Natürlich war diese heilige Zeit stets ein hohes Kirchenfest; ein Berner Dokument aus dem Jahr 1493 spricht von den „dryen hochzyten zu winacht, zu ostern und zu pfingsten", also den drei höchsten Feiertagen, und bereits zu Ende des 13. Jahrhunderts begegnen uns in Basel die Benennungen „ze winnaht" und „ze wienacht" in der Doppellautung, in die sich heute noch unsere Mundarten teilen: Wynächte" (Schaffhausen, Thurgau und Teile des Kantons Zürich), „Weenecht" (Appenzell), sonst meist „Wienacht, Wienächt". Darin hat sich das alte oberdeutsche Wort „wîch" erhalten, das sonst fast allgemein durch das sächsische „heilig" verdrängt wurde, welchem die angelsächsische Mission zur Ausbreitung verholfen hatte.

Als häusliches Fest mit einem geschmückten Tannenbäumchen und einem Gabentisch läßt sich Weihnachten kaum über das 19. Jahrhundert zurückverfolgen; diese Bräuche kamen aus dem Elsaß und aus Süddeutschland zu uns und fanden, wie das „Deutschschweizerische Wörterbuch" schreibt, zusammen mit dem Ausdruck „Christchindli" erst mit der deutschen Einwanderung weitere Verbreitung. Deshalb suchen wir in dieser Schatzkammer des heimischen Sprachguts auch vergeblich nach den Bezeichnungen „Christbaum" oder gar „Weihnachtsbaum" — erfahren aber, daß noch zu Anfang unseres Jahrhunderts der Christbaum vorwiegend nur in reformierten Gegenden bekannt war und erst allmählich in die Kantone Schwyz und Luzern einzudringen beginne. In den katholischen Landesteilen stellte man die „chripf, Chripfe, Chrüpf, Chrüpfe" die Krippe, auf und verstand unter „chripfeli" geradezu das Christkind und weiterhin seine Gaben. Allgemein hieß es ja früher „chinli", wovon noch die Gasthäuser „zum Kindli" zeugen, die alle einst als Tafäre das Jesusknäblein zeigten, zumeist mit der Weltkugel im Händchen. In Ringgenberg hieß es, eben weil es Gaben bringt, „Opferchindli"; Weihnacht war der „Opferchindlitag", „d's Opferchindli sprenge", Weihnachtsgeschenke geben. Weiter verbreitet war der Name „Neujaarschindli" (Basel, Bern, Zürich-Stadt); daneben brauchen Gotthelf und seine Berner „Wienächtschindli", wobei alle diese Bezeichnungen, wie das neuere „Christchindli" zugleich auch die von ihm gebrachten Geschenke bezeichnen.

Heute freuen wir uns alle am „Christbaum" oder einfach „Baum, Bäumli", besonders wenn man „eim öppis under de Baum leit", das heißt schenkt. Früher aber nannte man ihn in gewissen Gegenden auch „Chlausbaum", da der Samichlaus der alleinige Geschenkbringer war. Im Zürcher Weinland trennte die Thur den Herrschaftsbereich des Christkindes (links) von dem des Samichlaus (rechts). Im St. Gallischen hat man dafür auch den Namen „Chindlibaum", was in Basel etwas ganz anderes bedeutet, näm-

lich den sagenhaften Baum, wo nach dem Kinderglauben die Neugeborenen geholt werden.

Der St. Niklaustag war eben früher der Tag, da die Kleinen vorzüglich beschenkt wurden; deshalb sagt man im Toggenburg noch „chlause", wenn man für die Angehörigen Weihnachtsgeschenke einkauft. „De Samigläis staipe" (Obwalden), „eim de Chlaus stäube" (Thurgau) bedeutet, den Kindern Geschenke anschaffen und geben; dagegen klingt es Kinderohren weniger erfreulich „Wart, i tue der de Chlaus mit em Stäcke stäube", und sie hoffen, das komme nur vor „wänns Noujoor im Summer ischt" oder wie es im 16. Jahrhundert in Zürich hieß „'s wienächt in der ärndt".

Ganz ähnlich spricht man auch von „'s Neujaars-, 's Wiehnächtchindli jage, trybe". Mochte sich die Reformation den Heiligen noch so abgeneigt zeigen, so erwies sich doch der Chlausbrauch so tief verwurzelt, daß selbst der Antistes Bullinger seinen Kindern auf die Jahre 1548 und 1549, allerdings zu Weihnachten, Niklassprüche dichtete, und tatsächlich hat sich an diesem Tag bis heute eine, wenn auch bescheidenere Gabenfreude überall erhalten.

Der andere große Schenktag — der Name „Neujaarschindli" bedeutete bereits darauf hin — war der erste Tag des Jahres, da man einander das „guet Jaar" wünscht. Das „Guetjaar" war auch die Bezeichnung des Neujahrsgeschenkes, das sich Familienglieder untereinander machten, und der Geschenke der Paten an ihre Patenkinder, wobei das „grooß Guetjaar" oder die „Grooßhelsete" in Geldstücken, Kleinodien, silbernen Rosenkränzen, Kreuzen oder Kleidungsstücken bestand, nicht nur in den sonst üblichen Schleckereien. Ein „Guetjaar", in Zürich „Guetchraam" genannt, erhielten auch die Dienstboten von den Meistersleuten, die Kunden von den Krämern, etwa einen „Helswegge", „Neujaarsring", „Neujaarszüpfe" oder den „Guetjaarswegge" (Zürichsee). Aber auch die Gemeindeangestellten, besonders die Geistlichen und Lehrer, erwarteten von den Gemeindeangehörigen ihr „Guetjaar" als ordentlichen Teil ihres Einkommens; man nannte es deshalb geradezu „Stüür". All das war streng geregelt.

Recht früh muß aber denn doch das „guet Jaar gee", unter Beibehaltung des Namens übrigens, wie viele andere Bräuche von Neujahr auf Weihnachten übertragen worden seien, wenigstens teilweise und in bestimmten Gegenden. Das gabenspendende „Neujaarschindli", das sich mit dem Samichlaus in das frohe Tun teilte, kam also mit seinem beladenen Eselein bereits auf das Christfest oder seinen Vorabend, den „Heilig Aabed", und wurde eigentlich zum „Wienächtchindli". Ein Erlaß aus Baden auferlegt denen von Mellingen 1490, daß sie „sond allwägen zue wienachten einem vogt sin pfund spezery (kostbare Gewürze) zum gueten jar schicken" und Schaffhausen erlaubt 1525: „die sundersiechen (Aussätzigen) mögend zue wienächten mit ihrem singen das guetjaar ynnemen". Da sehen wir denn gleich, daß das fahrende Singen, das am Neujahr und am Dreikönigstag geübt wurde, auch an Weihnachten üblich war. Wie das zur lästigen Bettelei ausartende Neujahrsanwünschen, das man mit großem Zuzug aus den umliegenden Dörfern bis vor kurzem zum Beispiel in Chur noch kannte, führte es zu Mißbräuchen und muß recht großen Umfang angenommen haben, sah sich doch der Berner Rat 1425 zur Verordnung genötigt, „daß unser Stadt Spielleute in kein fremdes Land um solche Gaben, die man gut Jahr nennt, fahren sollen".

Ueber dem wahren Sinn des Weihnachtsfestes wollen wir es gerne verschmerzen, daß heute die alten Weihnachtsspeisen, die „Birewegge, Hutzelbroot (Luzern), Chüechli (mit Honig!), Chraapfe, Tirggel", alle die „Gueteli und Chröölí" nicht mehr zainenweise aufgetragen werden können und wohl selbst im Emmental die riesigen, goldgelben und mit Zweifränklern gespickten Eierringe rar geworden sind — zum Trost reicht es immer noch zu einem „Versuecherli" und einem Gläschen Nußlikör oder „Röötelí", dem in Bünden beliebten harmlosen Festschnäpschen aus gedörrten Kirschen in stark gezuckertem und gewürztem Branntwein, der dazu gebührend verdünnt wird, damit ausnahmsweise auch die Kinder davon nippen dürfen.

Adolf Ribi